„Ich habe geglaubt", fuhr sie fort, „ich könnte das Gewesene, meine Jugend und die Freunde meiner Jugend, in das neue Leben mit hinübernehmen. Es war ein Irrtum. Erst jetzt habe ich begriffen, daß man die Schiffe hinter sich verbrennen muß, wenn man sich eine neue Welt erobern will."

„Tut es dir leid?" wollte er wissen.

„Nein", erwiderte sie fast heftig. „Nein! Ich ... ach, ich bin froh und stolz und voller Zuversicht. Ich finde, dies zu wissen, ist ein guter Anfang des neuen Jahres. Und mit ein paar vergeudeten Stunden nicht zu teuer bezahlt."

Sie tastete nach ihrem Glas — erwartungsvoll hing ihr Auge an dem Zifferblatt der großen Standuhr. Ein paar Minuten noch ... fünf ... drei, jetzt ... nun, gleich, würde die Uhr zum Schlage ausheben.

Alles Gewesene würde versinken und ein Neues beginnen. Sie sah ihm entgegen, ohne Trauer, und voll Erwartung.

Weltgeschichte am Neujahrsmorgen

Anekdote von Hans Här

Auf dem Castorhof in Koblenz, im Schatten einer uralten Kirche und in der Nähe des „Deutschen Ecks", bei dem die Mosel in den Rhein mündet, steht ein eigenartiges Denkmal, ein schwerer Quader mit französischer Inschrift. Mancher erkennt nach einigem Bemühen, daß es sich um den Sockel eines Brunnens handelt, der prächtig zeplant, aber nicht vollendet worden ist. Doch können sich die meisten Betrachter die seltsame Inschrift nicht erklären und gehen kopfschüttelnd von dannen.

Wer aber von einem Eingeweihten die Entstehungsgeschichte des Brunnens und der Inschrift erfährt, wird schmunzelnd erkennen, daß er hier einen „Scherz in Stein", einen Witz kennen lernt, mit dem sich ein geistvoller Soldat verewigte und einem voreiligen Sieger eine denkwürdige Antwort gab.

Der Uebereifrige und Uebereilige, ein Herr Jules Doazan, war zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, als sich das ganze linke Rheinufer im Besitze der Franzosen befand, von Napoleon, seinem Kaiser und Herrn, zum Präfekten des „Moseldepartements" in Koblenz ernannt worden. Als glühender Patriot berauschte er sich an dem Anblick des burgenreichen Landes, der rebentragenden Mosel- und Rheinufer, die er für seinen Kaiser verwalten durfte. Aber ihm stieg der Ruhm seines Herrn und seines Landes so stark zu Kopfe, wie der perlende Bernkastler und Uerziger Wein, den er bei manchem festlichen Mahl mit Behagen schlürfte.

Nachdem die Preußen bei Jena und Auerstedt geschlagen, die Engländer an ihr Inselreich gebunden und die Oesterreicher überwunden worden waren, sah Doazan in seinem Kaiser den unbesieglichen Herrn der Welt. Und als Napoleon mit einem Riesenheer und verbündeten oder unterdrückten Hilfsvölkern nach Rußland zog, um den Kaiser Alexander zu demütigen, wollte der Präfekt seiner Begeisterung einen besonders feierlichen Ausdruck geben.

Die verfrühten Siegesmeldungen, die aus Rußland eintrafen, bewogen ihn, auf dem Castorhof zu Koblenz einen breiten Brunnen ausschachten zu lassen. Zu derselben Zeit, da das kaiserliche Heer an der Beresina einen verzweifelten Kampf gegen die Russen, den Winter und den reißenden Fluß führte, weihte Jules Doazan den Sockel ein, auf dem in französischer Sprache und zierlicher Empireschrift zu lesen stand, daß dieser Brunnen Napoleon dem Großen und dem Andenken an den glorreichen Feldzug gegen die Russen gewidmet und unter der Präfektur von Jules Doazan gebaut worden sei.

Der Herr Präfekt hatte Zeit und Gelegenheit zu seinem Siegesdenkmal falsch gewählt. Ein Jahr später rückten die Russen auf der Verfolgung der bei Leipzig geschlagenen Franzosen in Koblenz ein.

An dem glasklaren, bitterkalten Neujahrsmorgen des Jahres 1814, da Blücher mit seiner Armee bei Caub über den Rhein setzte, stand der zum Stadtkommandant von Koblenz ernannte kaiserlich russische General St. Priest vor dem Denkmal Jules Doazans und — lächelte. Er gab auch nicht den naheliegenden Befehl, dieses Zeugnis einer zusammengebrochenen Herrschaft zu zerstören, er lächelte nur fein.

Unter die hochtrabenden Worte des Präfekten, der allzu früh den Sieg über die Gegner gefeiert hatte, ließ St. Priest in der gleichen zierlichen Empireschrift und der gleichen Sprache die Worte setzen: „Vu et approuvé par nous! Commandant Russe de la ville de Coblentz. — „Gesehen und genehmigt! Der russische Kommandant der Stadt Koblenz." Und dazu feinsäuberlich das Datum: „Le premier janvier 1814" — „den ersten Januar des Jahres 1814."

So steht es heute noch zu lesen, so ist es uns noch heute erhalten, dieses seltsame Denkmal, das uns eindringlich beweist, daß die Einsichtslosen und Voreiligen im großen wie im kleinen im Wechsel der Jahre oft eine gründliche Quittung erhalten.

Glückwunsch aus der Kiste.

Heiteres von Mathilde v. Leinburg.

In der schwedischen Universitätsstadt Upsala war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer der Ausdeuter der lateinischen Klassiker, Professor Anders Frigell, keineswegs die einzige unter den damaligen Universitätsleuchten, die durch ihre Eigenheiten der Stadt, voran natürlich den Studenten, heiteres Tagesgespräch lieferten. Nichts Lästigeres gab es für ihn, als sich sorgfältig anziehen zu müssen, nichts Scheußlicheres, als Anstandsbesuche zu machen. Am schlimmsten erschienen ihm Neujahrsbesuche, mit denen man es aber gerade im Norden besonders genau nahm.

Dieser alljährlich wiederkehrende Schreckenstag war wieder erschienen, und verdrießlich stand der Professor am Fenster. Die Silvester-Feier hatte Frigell im Kreise froher Amtsbrüder — gegen solchen ungezwungenen Männerverkehr hegte er keine Abneigung — länger als zuträglich ausgedehnt. Da sah er plötzlich zwei mit ihm im gleichen Hause wohnende, ziemlich angejahrte Schwestern über den Hof gehen. Schön herausgeputzt, wie es sich am Neujahrstag gehört; die gingen wohl eben aus, ihre Neujahrsbesuche zu erledigen.

Eilig kramte der Glückliche eine Besuchskarte hervor, kritzelte ein paar Worte darauf, griff nach seinem Hauskäppchen und lief, so wie er ging und stand, nur in Unterhose, Schlafrock und Pantoffeln, in das Stockwerk der Schwestern, warf, pfiffig schmunzelnd, seine Karte in den Briefschlitz der Tür und — sah durchs Stiegenfenster, daß beide Damen aufgeregt umkehrten. Göthilda wartete unten im Hof, aber Helesine — die hatte wohl was vergessen — sprang leichtfüßig die Stiegen herauf. Und er in Unterhose, Schlafrock und Pantoffeln!

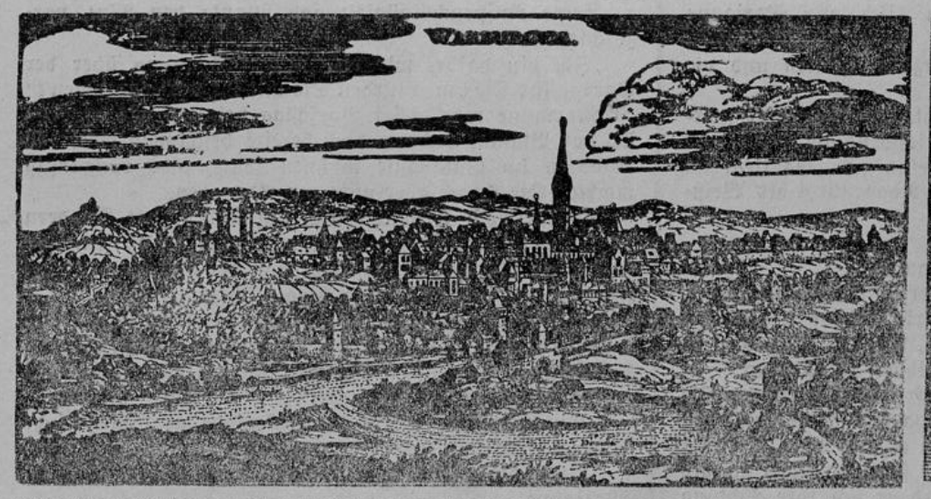
Flüchten, aber wohin? Neben der Wohnungstür stand eine große Holzkiste auf dem Gang — die einzig mögliche Rettung. Flink — Professor Frigell war kein Falstaff — hob er den Deckel auf und krabbelte in die Kiste. Ein hartes Lager! Und da drückte ihn obendrein noch etwas Eiskaltes — ein großer Schlüssel! Um Himmelswillen, sie wird doch nicht?

Sie hatte. In die Holzkiste wurde beim Ausgehen immer der große Wohnungsschlüssel versteckt, den man nicht immer mitschleppen wollte. Und unbarmherzig, wie das Schicksal schon ist, trat Helesine an die Kiste heran, hob den Deckel — ein Schrei!!

„Ein gutes neues Jahr!" stammelte der verzweifelte Geehrte seinen Glückwunsch und hielt dem versteinerten Fräulein den Schlüssel entgegen. Dann ließ er schamhaft wieder den Deckel über sich fallen.

Als Helesine, atemlos vom Schrecken dieses Erlebnisses, aber innerlich kichernd aus Vorfreude, ganz Upsala das erzählen zu können, ihre Wohnungstür öffnete, lag da ein weißes Kärtchen am Boden mit Professor Frigells Namen. Mit Bleistift waren darauf flüchtig die Worte hingeworfen: „Die Damen leider verfehlt. Ein gutes neues Jahr!"

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 104 | **29. Dezember 1937** | **11. Jahrgang**

Im Kampf ums Glück

Roman von Margarete von Sass

Copyright 1936 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

5 Fortsetzung

„Ich habe mich entschlossen, Widdern die Verwaltung zu übergeben", sagte sie.

„Ach, wie mich das freut! Nun sind wir über die schwerste Sorge hinweg!" Sie neigte sich zu ihr, nahm ihre Hand und streichelte sie zärtlich. Ihre alten, müden Augen schimmerten feucht. „Nun brauchen wir uns nicht zu trennen, Marianne, und Hansfelde ist dir gesichert. Nun ist die Frage: wo bringen wir Widdern unter? Das ist schwierig, weil Hansfelde kein Verwalterhaus hat."

„In unserem Hause ist doch genügend Platz. Wir geben ihm die zwei Giebelstuben; ich bin überzeugt, daß er damit zufrieden sein wird."

„Sicher! Aber ich habe Bedenken, ihn in unser Haus zu nehmen. Es könnte von den Nachbarn scheel angesehen werden . . "

Marianne ließ sie nicht ausreden:

„Ach, was gehen uns unsere Nachbarn an! Sie haben sich bisher wenig genug um uns gekümmert — sollen sie es auch in Zukunft bleiben lassen."

Wie tapfer sie ist!, bewunderte Blanka sie im stillen.

Sie hatte nicht geglaubt, daß das junge Ding so bald die Kraft aufbringen würde, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Es war wirklich ein Glück, daß Widdern ins Haus gekommen war.

„Es macht mich glücklich, mein Herz, daß du wieder neuen Lebensmut gefaßt hast", sagte sie.

„Lebensmut", wiederholte Marianne achselzuckend, „der kommt einem nicht so schnell nach einem solchen Schlage, wie ich ihn erlitten habe! Aber ich bin mir bewußt, daß ich eine große Verantwortung trage. Hättest du mir nicht nahegelegt, Widdern die Verwaltung zu übergeben, so hätte ich mich vielleicht dazu bestimmen lassen, Berkholz' Vorschlag anzunehmen und mich dadurch meinen Pflichten entzogen."

„Wirst du dem Oekonomierat mitteilen, wie du dich entschlossen hast?"

„Das werde ich wohl müssen."

In Blankas Gesicht kam ein sorgenvoller Ausdruck.

„An was denkst du?" fragte Marianne.

„Daß er dir Schwierigkeiten machen wird."

„Wie sollte er das? Er hat doch keinerlei Recht, in meine Entschlüsse dreinzureden."

„Dann ist es auch überflüssig, daß du sie ihm mitteilst."

„Das muß ich, weil er die Absicht hat, in einigen Tagen herzukommen. Ich will vermeiden, daß er mit Widdern zusammentrifft."

„Hoffentlich gelingt es dir", sagte Blanka, die nicht davon überzeugt war. So wie sie Berkholz kannte, würde er alles aufbieten, um Marianne zu beeinflussen.

„Es wird ratsam sein, du machst heute gleich die Sache mit Widdern fest. Ich meine, ihr macht einen schriftlichen Anstellungsvertrag, an dem nicht mehr zu rütteln ist."

„Das wird nicht nötig sein. Zwischen uns genügt die mündliche Abmachung. Und nun will ich noch einen kleinen Morgenspaziergang unternehmen. Bis zum Frühstück habe ich noch eine halbe Stunde Zeit."

Sie verließen zusammen die Veranda. Blanka ging in die Küche und Marianne in den Park. Sie suchte den Platz auf, der ihrem Vater stets der liebste gewesen. Es war eine alte Steinbank, die tief im Grünen stand, überschattet von den hohen Wipfeln zweier Linden. Auf dieser hatten sie beide unzählige Male gesessen.

Als sie nach kurzem Alleinsein ins Haus zurückkehrte, hatten ihre Wangen wieder Farbe und ihre Augen Glanz.

Blanka und Widdern, die bereits in der Veranda waren, nahmen voll Freude wahr, welche Veränderung mit ihr vorgegangen war.

Nachdem sie sich mit Widdern begrüßt, fragte sie:

„Weißt du schon, was ich will?"

„Nein", antwortete statt seiner Blanka, „ich habe ihm nichts davon gesagt. Das wollte ich dir überlassen."

Widdern sah sie erwartungsvoll an.

„Du kannst es dir wohl schon denken?" fragte sie.

„Du bist entschlossen, mir die Bewirtschaftung deines Gutes anzuvertrauen — ist es das?"

„Ja, unter dem Vorbehalt, daß du all meine Bedingungen, die ich zu stellen habe, erfüllst. Willst du das?"

„Ohne weiteres, Marianne. Ich danke dir für deinen Entschluß.“ Er faßte ihre Hand. „Du sollst dein Vertrauen, das du mir entgegenbringst, nie zu bereuen haben.“

„So, nun wollen wir frühstücken“, sagte Blanka. „Ihr müßt ja einen Bärenhunger haben.“

Sie setzten sich um den runden Tisch, und Marianne übernahm es, die Tassen zu füllen. Dann schob sie ihrem Vetter den Korb mit den Schwarzbrotschnitten und die Butter zu.

„Weißbrot gibt es bei uns nicht. Blanka, unser sparsamer Hausgeist, hält das für Verschwendung.“

„Das ist es auch“, gab er lächelnd zu. „Es liegt im **Interesse der Landwirtschaft**, mehr Roggenbrot als **Weißbrot zu genießen.**“

„Nun, dann iß auch tüchtig!“

Er reichte den Korb erst den Damen.

„Du warst bereits auf den Feldern?“ fragte Marianne.

„Ja, und ich fand die Leute eifrig bei der Arbeit. Es ist auf den ersten Blick zu erkennen, daß ein guter Zug in ihnen ist. Es wird leicht sein, mit ihnen zu arbeiten.“

„Ja, Papa war immer recht zufrieden mit ihnen. Sie sind alle durchweg zuverlässig. Papa hielt seine Leute fest in der Hand und das dadurch, daß er mit ihnen Schulter an Schulter arbeitete. Er war stets strenger gegen sich als gegen seine Leute, dadurch erwarb er sich ihre Achtung und ihren Respekt.“

Widdern verstand, daß Marianne ihm damit sagen wollte: das mußt du auch tun.

„So muß es sein. Ich werde dem Beispiel deines Vaters folgen.“

„Das ist eine von den Bedingungen, die ich zu stellen habe“, erwiderte Marianne ernst. „Und die zweite ist: Daß ich durch meine Arbeit, Buchführung und Korrespondenz, Ueberblick über die Wirtschaft behalte.“

In Widderns Gesicht stieg eine leichte Röte.

„Wenn du das für nötig hältst — selbstverständlich.“

„Du mußt das nicht als Mißtrauen auffassen, Vetter, das liegt mir natürlich völlig fern. Ich halte es aber für meine Pflicht, das Meine dazu zu tun, um Hansfelde in ordentlichem Gang zu halten.“

„Das verstehe ich vollkommen. Ich würde es auch sehr gut verstehen, wenn du aus dem Bedenken heraus, ich könnte deine Erwartungen enttäuschen, diese Bedingung gestellt hättest, denn ich muß mir ja erst dein Vertrauen erwerben.“

„Wenn ich dir nicht schon jetzt vertraute, so wäre ich auf dein Anerbieten, Hansfelde zu verwalten, gar nicht zurückgekommen. Solltest du mich in meinen Erwartungen enttäuschen, dann müßte ich dich bitten, dein Amt niederzulegen.“

Blanka, die diese Sprache etwas zu scharf fand, wurde verlegen. Widdern dagegen nahm sie Marianne durchaus nicht übel. Im Gegenteil, sie nötigte ihm Achtung ab.

„Ich werde mir Mühe geben, dich nicht zu enttäuschen“, sagte er.

„Und wann wirst du deine Stellung antreten?“ fragte Marianne.

„Ich denke, daß es in etwa einer Woche sein wird. Ich werde noch heute nach Berlin fahren, wo ich den betreffenden Herrn sprechen muß, der für mich in Schönfließ einspringen soll.“

„Wird der gleich dazu bereit sein?“

„Sicher! Es handelt sich um einen Diplomlandwirt, der mit dem Besitzer von Schönfließ befreundet ist. Ich lernte ihn kürzlich kennen, als er als Gast auf dem Gute war. Er gestand mir, daß er seit längerer Zeit ohne Stellung und in der Hoffnung nach Schönfließ gekommen sei, bei seinem Freunde eine Anstellung zu finden. Ich erbot mich, von meinem Posten zurückzutreten, sobald ich einen neuen gefunden hätte. Er wird diese schnelle Lösung freudig begrüßen.“

„Hoffen wir, daß alles glatt und nach Wunsch geht“, sagte Marianne.

Blanka brachte noch einmal die Wohnungsfrage zur Sprache.

„Bringen Sie mich unter, wo und wie Sie wollen, Fräulein Boje — ich bin mit all Ihren Anordnungen einverstanden.“

Seine Anspruchslosigkeit gab Blanka den Mut, vorzuschlagen:

„Ich bin dafür, wir richten die Wohnung über der Garage für Sie ein. Würden Sie mit ihr vorliebnehmen?“

Marianne war dieser Vorschlag peinlich. Es verdroß sie, daß Blanka, nachdem doch bereits beschlossen war, daß Widdern im Gutshause wohnen sollte, dies rückgängig machte. Sie sprach aber nicht mehr dagegen.

Als sie vom Frühstückstisch aufstanden, bat Widdern darum, sein zukünftiges Heim anschauen zu dürfen, und sie gingen alle drei zur Garage, von der aus eine schmale steile Treppe zur Wohnung hinaufführte.

„Nein, das geht nicht — hier kannst du unmöglich wohnen“, sagte Marianne, als sie in dem vordersten Raum standen, der wohl groß, aber sehr niedrig war. „Du stößt ja mit dem Kopf an die Decke.“

„Ein bißchen niedrig ist die Deckenlage, aber ganz reiche ich doch nicht mit dem Kopf heran.“

„Und die Wände sind eingeräuchert“, bemängelte Marianne.

„Die lasse ich selbstverständlich streichen, und die Fußböden auch“, erklärte Blanka.

Sie traten in den zweiten Raum, dessen eine Wand schräg abfiel.

„Das ist nun nicht zu ändern“, sagte Blanka.

„Es geniert mich nicht im geringsten, Fräulein Boje.“

„Nun, dann ist ja alles in Ordnung. Innerhalb einer Woche sieht die Wohnung prächtig aus“, versprach sie, „ich richte sie Ihnen mit meinen Sachen ein.“

Die Stunden bis zu Widderns Abfahrt flogen.

Beim Abendessen sagte Blanka zu Marianne:

„Merkwürdig, nachdem wir mit Widdern einen einzigen Tag verlebt haben, empfinde ich, daß sein Fortgehen eine Leere hinterlassen hat.“

Marianne empfand das auch, aber sie sagte es nicht.

In den nächsten Tagen beschäftigten sich beide Frauen mit dem Einrichten der Garagenwohnung, und mit Hilfe einiger altertümlicher Möbelstücke wurde ein recht behagliches Nest daraus.

Blanka triumphierte:

„Na, hab' ich zu viel versprochen? Der alte Schreibsekretär mit den unzähligen Schubkästchen und der massige Bücherschrank aus Mahagoniholz könnten in einem Schloß stehen, so prächtig sind diese Stücke. Sie stammen nämlich auch aus einem Schloß; meine Mutter, die viele Jahre hindurch Hausdame in Brüzzow war, hat die Sachen geerbt. Und das große bequeme Sofa, Marianne, macht sich doch fein dazu? Und die hochlehnigen Sessel — was?“

Marianne nickte.

„Es ist alles sehr schön, Blanka, aber die Sachen passen doch nicht recht in eine Garagenwohnung.“

„Da hast du recht, aber Baron Widdern paßt ja auch nicht hinein und muß doch damit vorliebnehmen. Und du sollst mal sehen, er wird sich hier wohl fühlen.“

„Hoffentlich!“

„Hast du eigentlich schon Berkholz geschrieben, daß er nicht kommen soll, Marianne?“

„Nein, das hat nicht solche Eile; er wird heute oder morgen noch nicht kommen.“

„Tu mir den Gefallen und schreib heute, damit er uns nicht über den Hals kommt. Er ist imstande, unsere Pläne über den Haufen zu werfen.“

„Das würde ich mir nicht gefallen lassen, Blanka. Ich glaube auch nicht, daß er es versuchen würde, denn er weiß doch, daß er kein Recht dazu hat, hier Anordnungen zu treffen.“

„Nein, das hat er nicht“, antwortete Blanka. „Aber so, wie der ist, maßt er sich Rechte an.“

„Er wird es nicht tun, du kannst ganz beruhigt sein.“

Sie schrieb aber doch am Abend dieses Tages an Berkholz, daß er nicht nach Hansfelde kommen möchte, da sie fest entschlossen sei, nicht nach Berlin überzusiedeln. Sie habe jetzt ihre Angelegenheiten so geordnet, daß das Heim für Blanka und sie gesichert sei. —

„So ein Kücken, so ein Kücken“, sagte er zu Lilli, die ihm am Frühstückstisch gegenüber saß, „sie schreibt, sie habe ihre Angelegenheiten gut geordnet. Was sagst du dazu?“

Lilli zuckte die Achseln.

„Wenn sie sie geordnet hat, dann ist's ja gut, dann brauchst du dich nicht um sie zu kümmern, Papa.“

(Fortsetzung folgt)

Erkenntnis in der Altjahrsnacht

Erzählung von Wolfgang Federau

Der Hausherr bemühte sich eifrig um seinen jungen Gast. Er füllte ihm das Glas nach, kaum daß es geleert auf den Tisch gesetzt wurde, er bot ihm immer wieder Zigaretten an, empfahl ihm diese oder jene Marke als besonders blumig, er ließ es gar nicht dazu kommen, daß sein Gast einen Wunsch selbst äußern mußte.

Er tat das alles bewußt und gern, mit dem Gefühl, irgend etwas gut machen, Ruth durch diese betonte Liebenswürdigkeit gegenüber dem jungen Menschen entschädigen zu müssen. Wenn sie schon seinem Wunsch, die erste Neujahrsnacht ihrer jungen Ehe im Heim zu verleben, statt sich an geräuschvollen Vergnügen zu beteiligen, so willig nachgekommen war und lediglich darum gebeten hatte, diesen noch sehr jungen Menschen, ihren Jugendgespielen, einzuladen, dann ... Nun, es war jetzt wohl des Hausherrn Pflicht, zu dem jungen Manne besonders nett zu sein.

Also fuhr er fort, für das leibliche Wohlergehen seines Gastes zu sorgen. Es war fast das einzige, was er tun konnte, denn die beiden saßen ihm nun gegenüber auf dem Sofa. Dicht beieinander saßen sie, lachten und plauderten miteinander in einer sehr vertrauten Art, tauschten Erinnerungen aus, und er, der Mann dieser blühenden jungen Frau, die noch ganz aussah wie ein Mädel, durfte wohl dabei sitzen, aber er hatte keinen Teil an dieser Unterhaltung. Er war sehr spät erst in Ruths Leben getreten, die ganzen Jahre vorher, die entscheidenden Jahre für Bildung der Persönlichkeit, hatte sie nichts von seinem Dasein gewußt ...

So eifrig waren die beiden drüben, auf dem Sofa, in den Austausch ihrer gemeinsamen Erinnerungen vertieft, daß es ihnen gar nicht auffiel, wie der Hausherr still und wortkarg daneben saß.

Bis plötzlich das Licht erlosch. Das warme, gemütliche Zimmer lag in vollkommener Dunkelheit, auch von der Straße drang kein Lichtschein herein, und das bedeutete wohl, daß in der Zentrale ein Schaden entstanden oder die Leitung draußen irgendwo zerstört worden war.

„Ach“, sagte Ruth ganz leise, aber eher fröhlich. Und „eine wahrhaft ägyptische Dunkelheit“, meinte der Gast.

Der Hausherr wollte aufstehen, sich nach der Küche tasten oder hinüber ins Speisezimmer, wo ein paar Leuchter bereit standen, die sie zuweilen beim Essen auf den Tisch stellten — sie gaben einen warmen, zärtlichen Glanz. Aber: „Laß doch, Peter“, sagte die Frau. „Ich finde, das ist ganz nett, so mal im Dunkeln zu sitzen, und es kann ja auch nicht lange dauern.“

„Wie du willst, Liebste“, erwiderte er und fiel in seinen Sessel zurück. „Immerhin ... wenn wirklich ein Kabel gerissen ist, dann könnte es doch einige Zeit dauern, bis der Schaden behoben ist.“

Er erhielt keine Antwort — er erwartete sie wohl auch nicht. Er fühlte sich sehr müde, und eigentlich wunderte ihn das. Weil er doch gerade heute so besonders frisch und in guter Stimmung aus seinem Geschäft gekommen war.

„Ich hätte sie nicht heiraten sollen“, überlegte er. „Ich bin noch nicht alt, gewiß nicht, ich fühle mich auch nicht so. Und ich liebe sie sehr. Aber all meine Liebe und all meine Lebenskraft sind offenbar nicht in der Lage, die zwanzig Jahre Altersunterschied zu überbrücken, die zwischen Ruth und mir liegen. Sie war noch ein kleines Kind, als ich die ersten großen Abenteuer dieses Daseins hinter mir hatte. Und sie wird eine reife und ganz gewiß sehr schöne Frau sein, wenn meine Haare bereits grau geworden sind und etwas dünn an den Schläfen. Das habe ich vergessen — aber es war unrecht, daß ich es tat, es war eine Selbsttäuschung, und wir beide werden büßen müssen für etwas, woran ich, allein die Schuld trage. Was weiß ein solches Mädel, ein solches Kind, von seinem Herzen und von dem Wunder und den Schmerzen der Liebe? Sie hat Ja gesagt, und ich war darüber so glücklich, daß ich der Vernunft verbot, ihr Wort auf die Waagschale zu legen. Aber jetzt ... Jugend will zu Jugen, es ist ein ewiges und hartes Gesetz, ich hätte es nicht vergessen dürfen.“

Die drüben — hatten sie nicht eben noch geflüstert, hatte nicht eben noch Ruth leise gelacht? Jetzt waren sie still, erschreckend still. Warum sprachen sie denn nicht? Dieses Schweigen war ja schlimmer, viel schlimmer als das Getuschel und Geflüster vorhin.

Er konnte die beiden nicht sehen — so dunkel war es im Zimmer. Aber er glaubte zu wissen, wie sich des anderen Hand leise in Ruths schob, wie sie ihre Hand nicht zurückzog, sondern die wortlose Zärtlichkeit duldete, ja, mit sanftem Druck erwiderte. Vielleicht auch umschmeichelte des jungen Mannes Hand schon ihren Nacken, streichelte ihn sacht, immer wieder, diesen geliebten Nacken ...

„Wir müssen ein Ende machen“, dachte er. „Es war ein Irrtum, ein schrecklicher Irrtum. Ich werde sie freigeben und so die Schuld sühnen, die ich aus selbstischer Liebe auf mich geladen habe. Ruth — ach, sie ist zu schade für Heimlichkeiten und Betrug. Sie ist immer so ein gerader, offener Mensch gewesen, so ein tapferes und klares Wesen. Ich ...“

In diesem Augenblick — er hatte nicht wahrgenommen, daß die Frau sich bewegt, daß sie ihren Platz auf dem Sofa verlassen hatte — spürte er die Berührung ihres Armes, der sich warm und weich um seinen Hals schmiegte. Er hörte ihr Herz klopfen, spürte das leise Atmen ihrer jungen Brust. Und da war alles verweht und vergessen, was er noch eben gedacht hatte. Ein überquellendes Glück erfüllte sein Herz.

Er kam nicht dazu, etwas zu sagen. Es wurde hell, so plötzlich, wie es vorher dunkel geworden war.

Die Augen schmerzten noch ein wenig von der Fülle des jäh einbrechenden Lichtes. Aber der Hausherr sah doch: da stand der andere, sein Gast, Zorn und Trotz und Verlegenheit kämpften in seinem etwas geröteten Gesicht, das noch jede Regung der Seele spiegelte.

„Teddy will sich verabschieden, Peter“, sagte Ruth mit unschuldigem Lächeln. „Er hat noch viel vor diese Nacht.“

Teddy nannte sie ihren Jugendgespielen — es war ein guter Name, ein passender Name. Kinder, Knaben nennt man zuweilen so, zärtlich und etwas überlegen. Und wie ein Knabe sah der andere aus, wie ein Junge, der etwas Unrechtes getan hat und seine Scham hinter gespieltem Trotz verbirgt.

Der Hausherr zog seine Uhr und hob die Augenbrauen empor, als wäre er außerordentlich erstaunt. „Aber es ist noch eine gute halbe Stunde bis Mitternacht“, sagte er mit gespieltem Vorwurf. „Ich dachte, Sie würden mit uns gemeinsam ...“

„Ich habe eine Verabredung“, unterbrach der andere ihn, eifrig darauf bedacht, möglichst schnell fortzukommen. „Ich will ... ja, ich will mit einer Bekannten irgendwohin gehen, wo man tanzt und so.“

„Dann freilich ...“ Auch der Hausherr erhob sich nun: „Das ist ein wichtiger Grund, das wollen wir Ihnen nicht verübeln ...“

Sie begleiteten ihren Gast zur Tür, kamen dann zurück, setzten sich nebeneinander aufs Sofa. Eng schmiegte sich Ruth an ihren Mann, und er sagte still: „Nie vorher bist du mir so nah gewesen, Ruth.“

Sie antwortete lange nicht. Endlich, ihn fest ansehend, flüsterte sie: „Verzeihst du mir?“

Er nickte nur. Was sollte er schon sprechen? Und zu verzeihen gab es hier ja wohl nichts.